

No. 13 | NOVEMBER 2018

Berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTART



WIR BRAUCHEN „BURNING PEOPLE“

Weihbischof Thomas Maria Renz im Interview
Jugendkirche in Ulm
7 Fragen an Michael Seewald

„Der Mensch braucht zwei
Standbeine: Selbstvertrauen
und Gottvertrauen.“



Weihbischof Thomas Maria Renz
im Interview ab Seite 26

Inhalt

- 6** **Plötzlich wieder Kirchgänger**
Christoph Esser und Kevin Fischer
(Jugendkirche Ulm) im Interview
- 12** **Warum engagierst du dich
in der Jugendarbeit?**
Vier Antworten
- 20** **7 Fragen an ...**
Michael Seewald
- 24** **Doppelstudium für
Gemeindereferent/-innen**
Kombination mit sozialer Arbeit
ist nachgefragt
- 26** **Wir brauchen „burning people“**
Weihbischof Thomas Maria Renz
im Interview
- 32** **Einfach machen**
Eva Sorg, Gemeindereferentin
aus Ludwigsburg
- 36** **Saints today**
Der heilige Thomas Morus
- 38** **„Wo ist mein Platz?“**
Schwester Luise über die Suche
nach der eigenen Berufung
- 42** **50 Jahre Ständige Diakone**
Die Geschichte eines Wagnisses
- 43** **Termine**
Diözesanstelle Berufe der Kirche und
Päpstliches Werk für geistliche Berufe
- 44** **Impuls**

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe
der Diözese Rottenburg-Stuttgart

V.i.S.d.P.: Ordinariatsrat Dr. Gerhard Schneider

Chefredakteurin: Alina Rafaela Oehler

Redaktion: Elisabeth Böckler, Natalie Eichwald, Kevin Fischer, Hannah Gans, Philipp Geisen,
Susanne Grimbacher, Andreas Hund, Clemens Knorpp, Daniel Köstlinger, Simon Linder,
Jessica Pawletta, Maximilian Magiera, Gerhard Schneider, Michael Schönball, Sr. Luise Ziegler

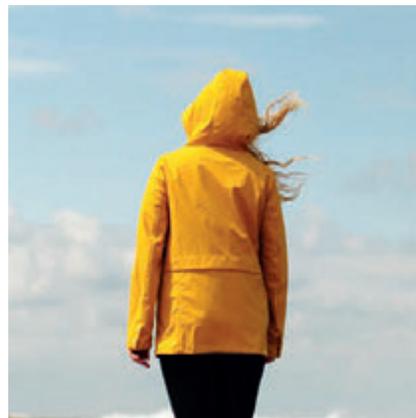
**Redaktionsanschrift
und Vertrieb:** Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de
<http://www.berufe-der-kirche-drs.de>

Fotoredaktion: Clemens Knorpp (Leitung), Kevin Fischer (Christian Bletzer S. 18, Konstantin Fischer S. 6/8, Vanessa Geißelhardt S. 12-14,
Florian Oehler Titelseite, Magdalena Pfänder S. 15, photocase S. 44, stocksy S. 38/41, Jochen Wiedemann S. 26/27)

Gestaltung: Werbeagentur Know-how, Herrenberg

Druck: DS Print, Böblingen

Gedruckt auf umweltschonendem Papier
Tübingen, 2018



Liebe Leserinnen und Leser,

Papst Franziskus hat 2018 zum „Jahr der Jugend“ auserkoren. Bei der vorsynodalen Versammlung im Frühjahr in Rom durfte ich als Teilnehmerin selbst erleben, wie ernst es dem Papst damit ist, den jungen Menschen zuzuhören. Wie glauben Jugendliche heute? Was ist ihnen wichtig? Was erwarten sie von der Kirche? Und wie kann diese ihnen bei der Suche nach ihrer Berufung helfen?



Solchen Fragen sind auch die berufen-Redakteurinnen und -Redakteure in dieser Ausgabe nachgegangen. Dabei sind sie auf viel Leidenschaft und auf viele Facetten gestoßen – denn Jugendarbeit hat in unserer Diözese viele Gesichter. Eines gemeinsam haben sie aber alle: die Begeisterung, mit der der Glaube weitergegeben wird. Dabei kommen auch ganz neue Formate zustande wie Metal- oder Hiphop-Gottesdienste in der Jugendkirche in Ulm. Pastoralreferent Christoph Esser erklärt das Konzept im Interview. Aber auch traditionellere Formen, wie Katechese und Anbetung, können Orte sein, an denen junge Menschen (wieder) zum Glauben finden – davon hat uns zum Beispiel der Landschaftsgärtner Michael Keck erzählt.

Im Namen des ganzen Redaktionsteams wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre und eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit!

Herzlich

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Alina Rafaela Oehler'.

Alina Rafaela Oehler
Chefredakteurin



PLÖTZLICH WIEDER KIRCHGÄNGER



„Wenn jemand
dafür brennt, bin
ich mit dabei“

„Ich will zeigen,
dass der Glaube
nicht veraltet ist“

Pastoralreferent Christoph Esser (47) ist Jugendseelsorger und hat in Ulm-Wiblingen eine Jugendkirche gegründet. Kevin Fischer (23) sagt, dass er dadurch wieder zum Glauben gefunden hat. Heute studiert er in Tübingen Theologie.

Im Gespräch erzählen sie von ihrem Engagement, den damit verbundenen Herausforderungen und von besonders bewegenden Momenten.



Was ist wichtig für kirchliche Jugendarbeit?

ESSER: Mir ist wichtig, dass Jugendliche ihre Charismen auch wirklich entfalten können. Wenn jemand eine Idee hat, die mir erst mal fremd ist, weil das nicht mehr meiner Lebenswirklichkeit entspricht, aber er dafür brennt, dann gebe ich ihm Raum dafür. Was ich daher nicht leiden kann, sind Kinder- oder Jugendgottesdienste, wo man merkt, dass die Jugendlichen Texte vorlesen, die sie nie so sprechen würden. Mir ist sehr wichtig, dass sie hinter dem stehen können, was sie tun, und sich darin wiedererkennen. Außerdem ist mir wichtig, dass ich ansprechbar bin und die jungen Menschen wissen, dass sie das, was sie bedrückt, bei mir loswerden können, wenn sie es möchten.

FISCHER: Ich kann mich dem ersten Punkt anschließen. Es ist wichtig, dieselbe Sprache zu sprechen, also auf einer Augenhöhe zu kommunizieren. Das ist bei mir altersbedingt noch sehr leicht. Und dann auch zu zeigen, warum ich mich in der Kirche engagiere. Ich mach das ja nicht einfach, weil mir langweilig ist, sondern es steckt ja eine Motivation dahinter. Diese zu vermitteln, ist mir wichtig – zu zeigen, dass der Glaube eben nichts Veraltetes ist, sondern dass er auch im Heute für Jugendliche Relevanz hat.

Herr Esser, Sie haben die Jugendkirche hier in Ulm-Wiblingen aufgebaut. Was war Ihre Motivation?

ESSER: Der Hauptimpuls war tatsächlich die Inspiration aus Ravensburg als Vorreiter in unserer Diözese. Und für mich persönlich war es einfach der Wunsch, eine Kirche anzubieten, die für Jugendliche attraktiv ist, und damit einen Weg zu finden, Jugendliche mit religiösen Themen – auch in liturgischem Rahmen – vertraut zu machen.

Wie sieht diese Kirche aus, wie leben Sie dort gemeinsam den Glauben?

ESSER: Ich achte darauf, dass das Angebot sehr niedrigschwellig ist. Dass also Jugendliche, die mit Kirche nichts mehr am Hut haben, trotzdem einen Bezug finden können. Einmal im Monat feiern wir einen Wortgottesdienst, der mit Band oder Künstler gestaltet wird. Ein Drittel der Gottesdienstbesucher sind die Firmlinge, da wir die Firmkatechese in die Jugendkirche integriert haben. Die Firmlinge erfahren vor allem in diesen Gottesdiensten, was Glaube und Kirche-Sein heißen kann. Außerdem machen wir mit den Firmlingen von der Jugendkirche aus immer eine Paddelfreizeit auf der Donau, bei der wir an verschiedenen Stationen versuchen, dem Glauben auf die Spur zu gehen.

Wer bereitet die Gottesdienste der Jugendkirche vor?

ESSER: Das wechselt, also es gibt kein festes Team. Ich Sorge dafür, dass es jeden Monat einen Gottesdienst gibt und schaue, wer da ist und Zeit hat, mitzumachen. Da kommen mal Studenten aus Tübingen, die sich engagieren wollen, oder eine Jugendgruppe sagt: Lasst uns mal einen Fußballgottesdienst machen. Das ist der große Unterschied zu Ravensburg, dass wir eben noch nicht institutionalisiert sind, sondern dass es sehr spontan und offen ist. Diese Offenheit ist mir auch wichtig. Wenn einer der Jugendlichen kommt und was mit Hiphop machen will und er überzeugt mich, dass da tatsächlich Esprit drin ist, dann machen wir einen Hiphop-Gottesdienst. Dabei lerne ich auch dazu. Ich finde es immer spannend, die Subkulturen von Jugendlichen zu integrieren. Wir haben auch schon einen Metal-Gottesdienst gemacht. Das ist jetzt alles nicht die Musik, die ich als Erstes in der Kirche spielen würde, aber wenn es spirituell aufgeladen ist und es jemanden gibt, der dafür brennt, dann bin ich mit dabei. →

Kevin, du kommst aus Ulm und hast auch schon ein paar dieser Gottesdienste mit vorbereitet. Wie hat dich das Angebot der Jugendkirche erreicht?

FISCHER: Als Firmling. Also ich hab die Jugendgottesdienste damals wirklich geliebt. Dabei hatte ich zu der Zeit mit dem Glauben eigentlich nicht viel zu tun. Ich bin heute sehr dankbar, dass die Jugendgottesdienste für uns Firmlinge Pflicht waren – wer weiß, ob ich sie sonst für mich entdeckt hätte. Nach der Firmung bin ich dann regelmäßig mit meinen Kumpels freiwillig in die Jugendgottesdienste gegangen.



„Es hat mich gepackt“

Das heißt, durch die Jugendkirche wurdest du plötzlich zum Kirchgänger?

FISCHER: Ja, tatsächlich. Es hat mich fasziniert, weil es nicht so alteingesessen war. Davor hab ich nämlich nicht so wirklich verstanden, warum man in den Gottesdienst gehen soll. Das hat mir irgendwie keiner erklärt. Aber bei der Jugendkirche hat es sich dann irgendwie von selbst erklärt. Es hat mich gepackt.

... das hält bis heute an, du engagierst dich auch während deines Theologiestudiums in Tübingen für die Jugendkirche in Ulm. Warum?

FISCHER: Ja, das begann vor vier Jahren. Damals hab

ich mich bei einer Open-Air-Veranstaltung der Jugendkirche zu Christoph und den anderen ans Feuer dazugesetzt und dann hat sich das so ergeben. Ich wollte mich weiter einbringen, weil ich in der Jugendkirche sozusagen zum Glauben gefunden habe.

ESSER: Also ich hab das so in Erinnerung, dass du gesagt hast: „Die Jugendkirche ist ja ganz gut, aber man könnte das viel cooler machen. Ich könnte mir vorstellen, da einzusteigen.“ Und dann hat er es auch gemacht und war sehr ambitioniert mit dabei. Das Erste, das ihm wichtig war, war die Öffentlichkeitsarbeit. Ich hatte bis dahin immer einen Grafiker, der mir Plakate gestaltet hat. Kevin meinte dann, dass das „fresher“ sein müsste und hat seine Kamera geschnappt.

FISCHER: Und mir war wichtig, dass die Bibel einen Schwerpunkt bekommt, und zwar so, dass Jugendliche etwas damit anfangen können.

ESSER: Ja, auf der letzten Paddelfreizeit war es zum Beispiel sein Part, Jugendlichen, die eigentlich nur Paddeln wollten, von der Bibel zu erzählen.

Wo seht ihr beide Herausforderungen für die kirchliche Jugendarbeit?

FISCHER: Die Vorurteile, die in den Köpfen herum-schwirren. Es ist herausfordernd, zu zeigen, dass Kirche und Glauben nicht so krass sind, wie viele denken. Mir ist es deshalb wichtig, zu zeigen, dass ich selbst gläubig und überzeugt davon bin, auch wenn ich nicht dem falsch verbreiteten Klischee entspreche.

ESSER: Eine weitere Herausforderung in der konkreten Arbeit ist es dann, die Leute so zu nehmen, wie sie sind – mit ihren Stärken und Schwächen. Und dann aber diese Schwächen nicht einfach hinzunehmen, sondern die Jugendlichen auch daran wachsen zu lassen und so die Grundlage für eine gute Gemeinschaft, die mir persönlich hier wichtig ist, zu stärken.



Neben all den Herausforderungen gibt es aber, wie ja schon angeklungen ist, auch sehr viel Schönes in der kirchlichen Jugendarbeit. Was sind die Highlights?

ESSER: Die gute Gemeinschaft und das Reisen. Wir machen alle zwei Jahre internationale Wallfahrten, wo wir die zunächst mal einfach nur spaßig klingende Reise auch spirituell aufladen und andere Länder und deren Glauben entdecken.

FISCHER: Ja, solche Events sind schon cool. Aber für mich persönlich sind es Highlights, wenn die Firmlinge oder auch andere Jugendliche auf mich zukommen und mir Fragen stellen. Wenn man es wirklich schafft, sie zu ergreifen, und sie von sich aus auf die Suche gehen und sich dann tiefe Gespräche über Gott und die Welt entwickeln.

Was wünscht ihr beiden euch für die Zukunft der Jugendkirche?

ESSER: Zurzeit ist mein Wunsch der Aufbau einer Anschlusskirche. Das heißt, dass es für die, die aus der Jugendkirche herauswachsen und sich in der normalen Gemeinde nicht mehr wohlfühlen, weiter ein Angebot gibt, das sie mit Ästhetik, Sprache und Inhalten anspricht. Sonst sind sie wahrscheinlich bis



zur Familienphase aus der Kirche draußen. Da etwas zu finden, ist eine große Herausforderung und eines meiner Ziele.

FISCHER: Ich wünsche mir, dass die Jugendkirche in Ulm lebendig bleibt und ich es trotz des Studiums weiter schaffe, mich zu engagieren und hier auch etwas zu lernen – um vielleicht später auch mal selbst irgendwo so etwas auf die Beine stellen zu können.

ESSER: Das freut mich natürlich! Das ist genau das, was mir auch wichtig ist und was ich mir von den Jugendlichen wünsche: Dass sie merken, wenn sie mit Kirche unzufrieden sind, sie das nur ändern können, indem sie selbst mitmachen.

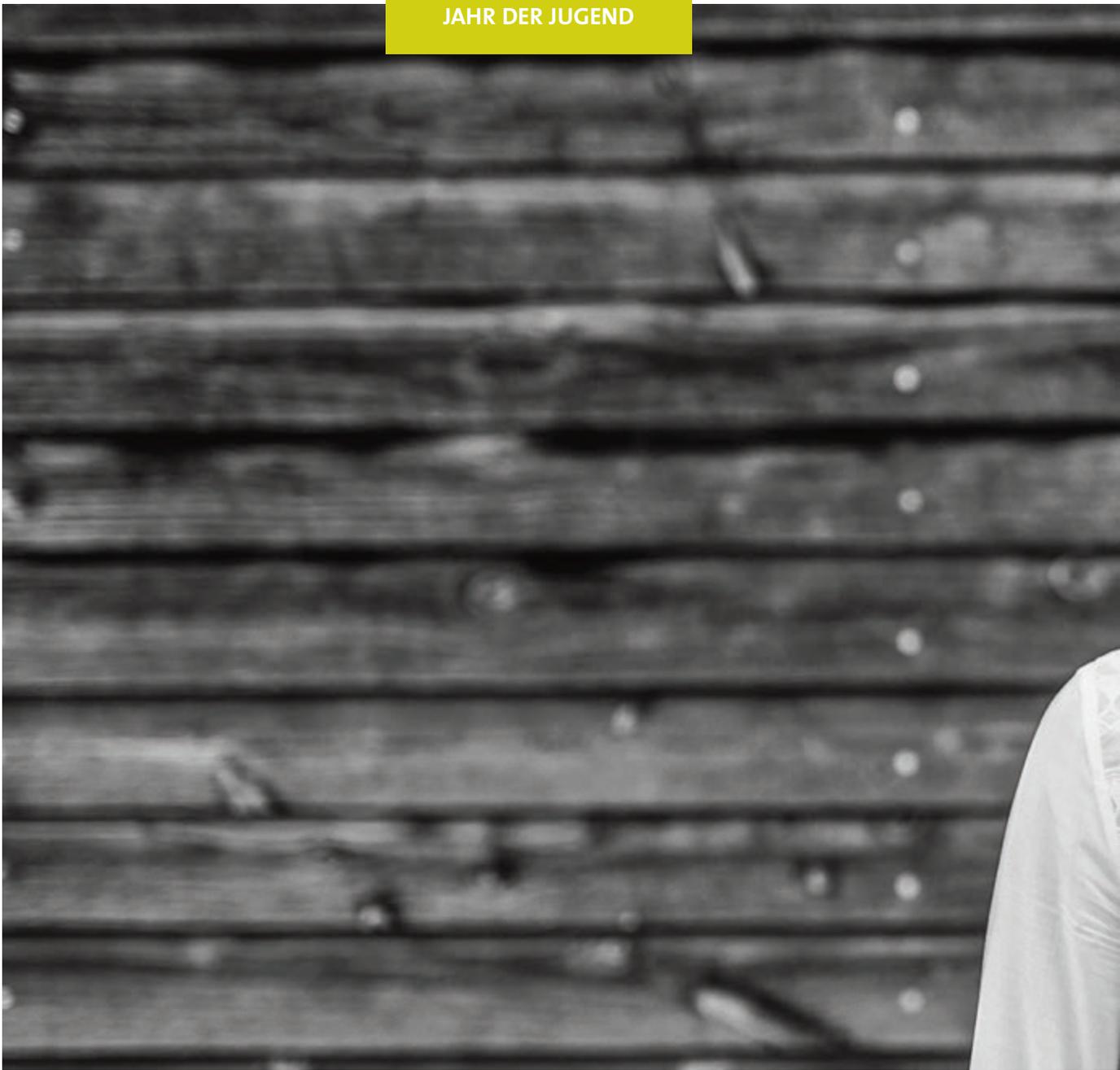
INFO



Kevin Fischer zeigt sein Leben als Theologiestudent auf Instagram unter „theophilos.blog“.



TEXT NATALIE EICHWALD (23)



WARUM ENGAGIERST DU DICH
IN DER JUGENDARBEIT?



JUGENDARBEIT HAT IN UNSERER DIÖZESE VIELE GESICHTER – VON DER MINISTRANTENGRUPPE ÜBER DIE PFADFINDER, KJG, KLJB, KSJ, KOLPING-JUGEND UND SCHÖNSTATT LIESSE SICH DIE LISTE LANGE FORTSETZEN. MANCH EINER BLEIBT AUCH ÜBER DIE EIGENE JUGENDZEIT MIT DABEI. VIER JUNGE MENSCHEN HABEN UNS GESAGT, WARUM.

SCHÖNSTATT – DEN GLAUBEN IM ALLTAG LEBEN

Ich war mit 8 oder 9 Jahren das erste Mal bei einer Ferienfreizeit der Schönstatt-Bewegung dabei, meine Mutter hatte mich dafür angemeldet. Mir hat das so gut gefallen, dass ich von da an regelmäßig ein oder zwei Mal im Jahr ein Wochenende in einem Schönstatt-Zentrum verbracht habe. Mit 15 wurde ich dann selbst Leiterin solcher Freizeiten für die Mädchenjugend. Dafür wurde ich von einer Schönstattschwester und erfahrenen Leitern ausgebildet. Neben den geschlechtergetrennten Freizeiten gibt es auch gemeinsame Aktivitäten mit der Mannesjugend – man begegnet sich etwa bei der „Liturgischen Nacht“ oder bei der „Nacht des Heiligtums“.

Was mir bei meinem Engagement für Schönstatt besonders Freude macht, ist, dass man bei diesen Veranstaltungen nicht nur für Spiel und Spaß sorgt, was ja auch viele Vereine anbieten, sondern, dass ich dort etwas von meinem Glauben weitergeben kann. Auch die herzliche Atmosphäre ist mir wichtig – wir Betreuerinnen nennen uns beispielsweise „Trägerinnen“, das soll ausdrücken, dass wir die Mädchen durch die Freizeit tragen und nicht von oben herab bestimmen wollen. Alles ist ein offenes Angebot.

Außerdem war und ist Schönstatt auch für meine eigene Persönlichkeitsentwicklung sehr wichtig. Gemeinschaft im Glauben zu erfahren, bestärkt und tut gut. Ich habe dadurch einen neuen Freundeskreis hinzugewonnen, in dem ich mich regelmäßig austauschen kann.

Insgesamt gefällt mir an Schönstatt sehr, dass einem Hilfsmittel an die Hand gegeben werden, mit denen der Glaube auch im Alltag stärker gelebt werden kann.

Die vom Gründer Pater Kantenich dazu entwickelte Methode ist für mich eine zeitlose Pädagogik, die bis heute sehr gut funktioniert. Auch die Weihe an Maria ist eine gute Hilfe, Gott im Alltag nahe-zukommen, und etwas sehr Wertvolles für mich. Ohne Schönstatt hätte ich sicher keine so enge Bindung zur Gottesmutter.

MAGDALENA HÄFFNER, 22, aus Rottenburg-Oberndorf, studiert Musiktherapie in Heidelberg





KLJB – SOLIDARITÄT, SPIRITUALITÄT, GLAUBE

Ich bin seit 2011 bei der KLJB (Katholische Landjugendbewegung) dabei. Ein Pfarrer hatte mich zuvor angesprochen, ob ein Gruppenleiterkurs für mich nicht interessant sein könnte. Ich habe ja gesagt und war so begeistert, dass ich gleich noch einen zweiten Kurs oben draufgesetzt habe. Seither war ich sehr engagiert und habe auch auf Bezirksebene mitgearbeitet. Was mir gefallen hat: In dieser Zeit und in diesen Kursen ging es zunächst einmal um einen selbst. Man konnte sich selbst kennenlernen. Davon habe ich sehr profitiert. Danach stand natürlich im Zentrum, wie eine Gruppe funktioniert, wie man sie leitet und so weiter.

Und natürlich haben mir auch die Projekte sehr viel Spaß gemacht, die ich mitorganisiert habe, wie zum Beispiel ein Schlammvolleyballturnier oder eine Lichterprozession auf den Bussen. Die offene, lockere Atmosphäre unserer Veranstaltungen wurde immer sehr gelobt – und ich habe sie auch genossen. Einmal haben wir auch eine Andacht gemacht und den Kirchenraum dafür ausgeleuchtet. Eine Stunde für sich und Gott. Was die Frömmigkeit angeht, ist in der KLJB Platz für alle. Ob tief gläubig oder spirituell suchend. Der Glaube ist das Fundament, das uns trägt, das wir teilen, auf dem wir aufbauen.

Ein Moment, der mich besonders berührt hat, war, als wir bei einem Landestreffen gemeinsam Gottesdienst gefeiert haben. Am Abend davor hatten wir noch eine große Party gefeiert – und obwohl wir ganz unterschiedlich waren, war es in diesem Moment egal, wer welche Ansicht hat oder wer was macht. Wir standen da als große Landjugendfamilie. Das fand ich unglaublich schön.

Und das ist es auch, was mich so lange dabei gehalten hat: Solidarität, Spiritualität und Gemeinschaft – das wird bei der KLJB wirklich gelebt und das verbindet. Das motiviert mich bis heute.

**NADINE GOESELE, 24, aus Uttenweiler studiert
im 8. Semester Sonderpädagogik in Heidelberg**



JAHN DER JUGEND





JUGEND 2000 – MEINE WENDE IM GLAUBEN

Ich stamme aus einer christlichen Familie und habe deswegen schon als Kind immer den Gottesdienst besucht. Als Jugendlicher hat allmählich mein Interesse für den Glauben nachgelassen und ich bin meistens nur meinen Eltern zuliebe mit in die Kirche gegangen. Das hat sich durch meine Begegnung mit der „JUGEND 2000“ geändert. Vor etwa fünf Jahren habe ich zum ersten Mal eines ihrer „Prayerfestivals“ besucht und war beeindruckt. Durch die ansprechende und einfache Erläuterung unserer Glaubensinhalte und die Begegnung mit Jesus in der ausgesetzten Eucharistie durfte ich erstmals erahnen, welche Tiefen und welche Faszination sich in Gott und in unserem Glauben verbirgt, welche sich so langsam für mich zu öffnen begann.

Von einem der Teilnehmer wurde ich dann angesprochen, ob ich nicht auch mit zum „Fest der Jugend“, einem 4-tägigen Pfingsttreffen der Lorettogemeinschaft in Salzburg, mitkommen möchte. Das dortige Erlebnis war endgültig die Wende in meinem Glauben. Von da an habe ich mich aus eigener Motivation damit beschäftigt und mich damit zum ersten Mal persönlich für Gott und meine Freundschaft mit ihm entschieden. Ich habe mit anderen Jugendlichen in meinem Heimatort einen Gebetskreis gegründet, den ich leite und gestalte. Da uns unser Pfarrer sehr unterstützt, dürfen wir das Allerheiligste aussetzen und ganz persönlich Jesus im gewandelten Brot anschauen, bei ihm verweilen und unser Herz berühren lassen. Wir treffen uns zwei Mal im Monat und freuen uns in der Ferienzeit sogar über gut 60 Teilnehmer. Unser Anliegen ist, Jugendlichen den Reichtum der Begegnung mit Gott in Anbetung, Lobpreis und Gemeinschaft nahezubringen. Nach dem Gebetskreis ist natürlich auch die Gemeinschaft wichtig. So sitzen wir anschließend oft zusammen, grillen im Sommer oder unternehmen etwas gemeinsam.

Der gute Input und die Gemeinschaft der Jugend 2000 helfen mir, im Glauben zu wachsen, ihn in meiner eigenen Gemeinde zu leben und auch dort apostolisch aktiv zu sein.

 **MICHAEL KECK, 21, aus Schemmerhofen,
Landschaftsgärtner, seit Oktober Student (Bauingenieurwesen)**

PFADFINDER – IMMER IN AKTION

Mir wird es zu Hause schnell langweilig – deshalb haben mir die Pfadfinder auf Anhieb gefallen. Da gibt es immer etwas zu tun, man ist viel unterwegs und oft draußen in der Natur. Seit ich sieben Jahre alt bin, bin ich dabei. Mein Bruder hat damit angefangen, ich wollte dann auch mitmachen. Mit 19 wurde ich dann Gruppenleiter. Auch wenn wir viel in der Natur sind, stimmt das Klischee vom Pfadfinder, der im Wald nach Spuren sucht, natürlich nicht. Was wir machen, richtet sich meistens nach den Wünschen der Kinder – in den wöchentlichen Gruppenstunden wird das mit ihnen besprochen. Oft spielen wir Spiele, starten aber auch Aktionen, wie zum Beispiel Marmelade kochen. Im Sommer ist dann das Zeltlager natürlich das Highlight.

Bei alledem spielt auch der Glaube eine Rolle. Mir ist es wichtig, den Glauben für die Kinder verständlich zu machen. Und so organisieren wir zum Beispiel beim Zeltlager einen Lagergottesdienst und sind an kirchlichen Hochfesten eingebunden. An Ostern helfen wir zum Beispiel das Osterfeuer vorzubereiten, an Weihnachten verkaufen wir Kerzen und bei der Fronleichnamsprozession laufen wir als Gruppe mit. Was mir bei den Pfadfindern so gut gefällt, ist außerdem, dass man dort Menschen kennenlernt, die man sonst nicht treffen würde, und wertvolle Freundschaften schließen kann. Ein Moment, der mir noch gut im Gedächtnis ist, war zum Beispiel eine spontane Aktion im Sommer – irgendwie kam die Idee, auf ein großes Floß zu bauen. Wir haben dann überlegt, wie wir das angehen und wo wir große Baumstämme herbekommen könnten. Im Endeffekt haben wir dann 150 umgedrehte Colakisten mit Kabelbinder verbunden und sind damit zu sechst im Schluchsee im Schwarzwald im Wasser unterwegs gewesen. Dieses Erlebnis beschreibt ganz gut, was ich an den Pfadfindern so schätze: Einer hat eine verrückte Idee und es finden sich sofort andere, die das mit umsetzen und man hat sehr viel Spaß zusammen.

CHRISTOPH BÖCKENHOFF, 26,
Ingenieur aus Neuhausen



MISCHT EUCH EIN!
IHR SEID DIE ERBÄUER
EINER BESSEREN WELT.

PAPST FRANZISKUS, WELTJUGENTTAG IN BRASILIEN



A portrait of Michael Seewald, a man with short brown hair, wearing a dark grey suit, a light blue shirt, and a blue striped tie. He is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a blurred outdoor setting with stone walls and a building.

7 Fragen an ...

Michael Seewald

ZUR PERSON

Prof. Dr. Michael Seewald (31) ist Inhaber des Lehrstuhls für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Münster und damit der jüngste Professor für katholische Theologie in Deutschland. 2013 wurde er nach seinem Studium in Tübingen, Pune und Frankfurt am Main in Weingarten zum Priester geweiht. Bis heute nimmt er Lehraufträge am Ambrosianum in Tübingen wahr.

1 **WOVOR HABEN SIE ANGST?**

Ich bin im Alltag kein ängstlicher Mensch. Wenn Angst aber im philosophischen Sinne „Un-Ziele“ markiert, also Dinge beschreibt, die wir zu vermeiden suchen, würde ich sagen: Ich habe Angst davor, dass die Kirche eine irrational agierende Kleinsekte wird. Das sollten wir verhindern.

2 **BITTE VERVOLLSTÄNDIGEN SIE: AM HERD GELINGT MIR AM BESTEN ...**

Alles, was breiartig ist, vor allem Porridge. Ich bin zwar kein richtiger Vegetarier, koche aber selbst nie mit Fleisch. Deshalb verlege ich mich im Alltag auf Brei aus Hafer, Grieß, Hirse oder Mais mit irgend-etwas Gemüseartigem oder auch süß, mit Kompott oder Zimt.

3 **WAS IST UNABDINGBAR, UM EIN GUTER HOCHSCHULEHRER ZU SEIN?**

Viel Inhalt, wenig Schnickschnack.

4 **WAS FÜR EIGENSCHAFTEN BRAUCHT EIN ERFOLGREICHER THEOLOGIESTUDENT?**

Fleiß und Ironie.

5 **WENN SIE AN IHRE TÜBINGER ZEIT ZURÜCKDENKEN: WAS VERMISSEN SIE?**

Die Universitätsbibliothek.

6 **EINE FREIZEITBESCHÄFTIGUNG ODER EIN HOBBY, DAS NIEMAND ERWARTEN WÜRDEN?**

Achterbahnfahren. An meinem Geburtstag treffe ich mich jedes Jahr mit meinen Eltern und Geschwistern in einem Freizeitpark. Das war, als ich noch in Tübingen gewohnt habe, der Europapark, letztes Jahr von Münster aus dann der Movie-Park in Bottrop und dieses Mal Efteling in den Niederlanden.

7 **SIE SIND DEUTSCHER UND FRANZÖSISCHER STAATSBÜRGER. WIE HAT SIE DAS GEPRÄGT?**

Sehr. Ich komme aus einem saarländischen Dorf, das sozusagen zweigeteilt ist. Die östliche Hälfte, Kleinblittersdorf, gehört zu Deutschland, und die westliche, Grosbliederstroff, zu Frankreich. Ich habe Tanten, Onkel und Cousinen diesseits und jenseits der Grenze. Was Literatur und Essen angeht, bin ich Franzose, was Theologie und Musik betrifft, fühle ich mich in Deutschland zu Hause.



TEXT DANIEL KÖSTLINGER-KRATT (27)





**„SUCHE FRIEDEN
UND JAGE IHM NACH!“**

Das war das Motto der diesjährigen Ministrantenwallfahrt nach Rom. Aus unserer Diözese haben sich über 6.000 auf den Weg gemacht, um mit den rund 60.000 anderen Minis aus der ganzen Welt den Glauben zu feiern und den Papst zu sehen.

GEMEINDE-REFERENT/-IN

Doppelstudium
für viele
attraktiv

Was früher recht kompliziert sein konnte, ist einfacher geworden: Die Kombination von Religionspädagogik/Praktischer Theologie und Sozialer Arbeit wird jetzt von einigen Hochschulen als Doppelstudium angeboten. Dabei können die angehenden Gemeindeferentinnen und -referenten zwei Bachelor-Abschlüsse erwerben. Ausbilder, Absolventen und Studierende sind überzeugt: Damit ist man für die berufliche Zukunft breiter aufgestellt.

„Mehr als die Hälfte unserer Studierenden entscheiden sich für das Doppelstudium“, sagt Prof. Dr. Ralf Gaus, Studiengangsleiter an der Hochschule Benediktbeuern. „Unsere Überzeugung war es, dass wir künftig Personen mit einer Vielzahl von Kompetenzen brauchen. In der Schule werden beispielsweise Kenntnisse zu Inklusion oder Diversity-Management wichtiger.“ Insgesamt sieht er die Arbeitsfelder der Zukunft immer fluid. „Ein Beispiel: Pastoral und Caritas sind nicht mehr so einfach voneinander zu trennen, sondern gehören vielfach zusammen. Pastorale Räume verändern sich, die Zahl der Priester wird weiter abnehmen und Gemeindeferent/-innen kommen dadurch in neue Herausforderungen.“ Die eine Berufsbiografie gebe es bei diesem Studium jedoch nicht. „Das ist auch sein Reichtum. Es lässt den Studierenden viele Möglichkeiten, sich individuell zu entwickeln, es gibt keine fertigen Berufsfelder.“

Individuelle Förderung

Und auch die Diözese freut sich über die Gemeindeferent/-innen mit Zusatzqualifikation. „Unsere Erfahrung sagt eindeutig, dass das den Arbeitsteams

und den Menschen vor Ort später sehr zugutekommt“, sagt Elisabeth Färber, Ausbildungsleiterin im Religionspädagogischen Mentorat in Rottenburg. Der Bedarf war schon länger vorhanden. Dass die Hochschulen diese Kombination nun vereinfachen, begrüßt sie sehr. Seither stellt Färber außerdem eine höhere Nachfrage am Beruf Gemeindeferent/-in fest. „Viele wollten eigentlich Soziale Arbeit studieren und stellen dann über dieses Angebot fest, dass es diesen spannenden Beruf gibt.“

Regelmäßiger Austausch zwischen Hochschulen und Ausbildern

Auch die Zusammenarbeit zwischen Hochschulen und Diözese laufe gut, sagt Elisabeth Färber. „Wir haben einen sehr direkten Draht und ein hohes Niveau an Kooperation mit allen Hochschulen. Die Professoren kennen natürlich die einzelnen Studierenden und wir finden so gute Wege, individuell zu fördern – gemeinsam mit den Studierenden wird dann geklärt, welches Einsatzfeld möglich ist.“ Durch die enge Vernetzung ist das Religionspädagogische Mentorat auch der richtige Ansprechpartner, wenn man sich überlegt, welche Hochschule für das

eigene Studium am besten geeignet ist. „Das ist individuell verschieden, jede Hochschule hat ihr eigenes Profil“, weiß die Ausbildungsleiterin.

Das Doppelstudium empfiehlt sie allen, die „mit Menschen arbeiten wollen, Interesse an Lebensgeschichten haben, aber auch ein theologisches Interesse mitbringen und Dinge parallel denken können“.

Durch die etwas längere Studienzeit des Doppelstudiums ergibt sich außerdem kaum ein zeitlicher Nachteil. „Insgesamt studiert man dann gerade mal drei bzw. vier Semester länger, im Blick auf ein langes Berufsleben ist das nun wirklich nicht viel“, sagt Färber. Die gesteigerte Nachfrage bestätigt die Ausbilder: Das Doppelstudium ist ein lohnendes Modell.

GEMEINDEREFERENT/-IN WERDEN:

Der klassische Weg (wenn auch nicht der einzige) zum Beruf Gemeindereferentin oder -referent geht über das Bachelor-Studium in Religionspädagogik/Praktischer Theologie an einer Hochschule. Zur Wahl stehen Benediktbeuern, Eichstätt-Ingolstadt, Freiburg, Mainz oder Paderborn. An den Hochschulen Benediktbeuern, Freiburg und Mainz kann in insgesamt 10–11 Semestern ein Doppel-Bachelor-Abschluss Religionspädagogik mit Sozialer Arbeit erworben werden. Für Studienabsolvent/-innen mit Doppel-BA wird das Berufspraktische Jahr erlassen. Sie können sich direkt in die Berufseinführung bewerben.

Weitere Informationen und Kontaktdaten unter: www.mentorat-rottenburg.de



TEXT ALINA OEHLER (27) UND MAXIMILIAN MAGIERA (21)

Warum hast du dich für das Doppelstudium entschieden?

„Die beiden Fächer ergänzen sich perfekt. Wenn ich drei Semester anhänge, habe ich zwei Bachelor-Abschlüsse in der Tasche. Dadurch eröffnen sich weitere Arbeitsfelder und es ergeben sich auch weitere Arbeitgeber. Und auch in der alltäglichen Arbeit in der Gemeinde fördert der zweite Abschluss den Blick für die sozialen Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. Am besten gefällt mir, dass ich mich an der Katholischen Hochschule in Freiburg nicht gleich zu Studienbeginn entscheiden muss, ob ich den Doppelstudien-gang anstrebe – diese Entscheidung kann ich im Laufe der ersten Semester treffen.“

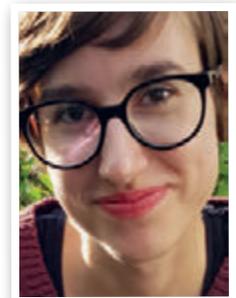
Saskia Laschitsch-Greiner, 20, aus Kuchen



„Bei der Auswahl meines Studienfachs war schnell klar, dass ich mich bei meinem zukünftigen Beruf nicht auf ein Arbeitsfeld begrenzen will – auch deshalb habe ich mich für Soziale Arbeit entschieden.“

Durch eine Bekannte wurde ich auf Benediktbeuern aufmerksam und entdeckte auf der Internetseite die Option eines Doppelstudiums, das machte mich neugierig: ein Klosteridyll, zwei Studienfächer und unzählige Möglichkeiten, das spätere Berufsleben zu gestalten. Jetzt, mitten im Studium, kann ich wirklich sagen, dass die Fächerkombination für mich Sinn ergibt. Beides ergänzt sich, bringt neue Ansätze, Ideen und Sichtweisen für das jeweils andere. Das durfte ich in den bisherigen sechs Semestern erleben.“

Cosima Tanneberger, 23, aus Leonberg







WIR BRAUCHEN „BURNING PEOPLE“

Ohne kirchliche Jugendarbeit wäre er nicht, wo er heute steht – davon ist Weihbischof Thomas Maria Renz überzeugt. Im Interview spricht er darüber, wie Jugendliche durch die Kirche zu Selbst- und Gottesvertrauen finden können und was die Gemeinde vor Ort dafür tun kann. →



Herr Weihbischof, in einem Zeitungsartikel stand, Ihre Aufgabe als Verantwortlicher für kirchliche Jugendarbeit ist es, „junge Menschen an die traditionellen Strukturen der Kirche heranzuführen“. Würden Sie das auch so formulieren?

Von wann ist denn diese Aussage?

2003, also schon ein paar Jahre her.

Ja, das dachte ich mir. Das klingt auch etwas antiquiert. Ich würde das nicht so formulieren. Für mich geht es bei kirchlicher Jugendarbeit nicht darum, junge Menschen zu rekrutieren – als Ministranten oder wofür auch immer –, sondern ihnen zu dienen, ihnen zu helfen, sich selbst zu verwirklichen, und zwar in einer Weise, die Maß nimmt an Jesus Christus, wie es die Würzburger Synode formuliert hat. Und bei der Frage nach der Selbstverwirklichung wird dann auch das Thema „Berufung“ wichtig, also: Zu was fühle ich mich als junger Mensch berufen? Hier geht es auch darum, dass die Kirche jungen Menschen dabei hilft, ihren eigenen Horizont zu erweitern und über den eigenen Teller- rand zu blicken. Dazu verhelfen jungen Menschen zum Beispiel die verschiedenen Freiwilligendienste, für die sich jedes Jahr über 1200 junge Menschen in unserer Diözese anmelden.

Was kann die Kirche dabei besonders vermitteln?

Zum Beispiel eine spirituelle Lebenskompetenz für junge Menschen.

Was heißt das konkret?

Spirituelle Lebenskompetenz heißt, dass junge Menschen aus einer Alltagsspiritualität und persönlichen Gottesbeziehung leben, mit der sie ihr Leben mit allen Höhen und Tiefen gut bewältigen können. Gerade im Blick auf existenzielle Erfahrungen wie bei der Frage nach dem Leid in der Welt und wie man damit umgehen kann. Aber auch zur Selbstfindung ist eine spirituelle Lebenskompetenz wichtig. Laut einer aktuellen religionspädagogischen Studie sind Jugendliche heute mehr denn je auf der Glaubenssuche.

Ja, diese Studie kennen wir. Darin steht auch, dass Jugendliche den institutionellen Charakter von Religion und Kirche eher ablehnen. Wie kann man damit umgehen?

Ja, das ist eine gute Frage. Individualität ist heute insgesamt ein signifikantes Merkmal junger Menschen. Sie wollen selber ihr Leben und auch ihren Glauben erkunden und bestimmen, statt einfach nur Vorgegebenes zu übernehmen. Das muss die Kirche zunächst mal akzeptieren und jungen Menschen einen Raum geben, damit sie herausfinden können, was sie anspricht. Deswegen finde ich es auch gut, dass es jetzt vermehrt jugendspirituelle Zentren in der Diözese gibt. Damit wollen wir ja gerade ein Experimentierfeld ermöglichen, in dem Jugendliche eben nicht auf vorgegebene traditionelle Strukturen verpflichtet werden, so nach dem Motto: Vogel friss oder stirb. Sie sollen ihren eigenen Weg finden dürfen, natürlich nach Möglichkeit im

Raum der Kirche. Dafür brauchen wir auch liturgische Experimentierräume. Dabei finde ich es besonders wichtig, dass junge Menschen selbst mitentwickeln können – aber ohne das Gefühl zu haben, wir werden für irgendwas rekrutiert, sondern: Wir sind von Gott geliebt um unserer selbst willen. Wenn es der Kirche gelingt, das deutlich zu machen, hat sie auch wieder eine Chance bei jungen Menschen.

Wie war das denn in Ihrer Jugend?

Ich komme aus einer katholischen Familie, die immer schon im Gemeindeleben integriert war, wurde selbstverständlich Ministrant und habe das zehn Jahre bis zum Abitur gemacht: inklusive der üblichen Freizeiten, Zeltlager und Gemeindefeste, außerdem Bibelgespräche in einer Jugendgruppe. Wenn ich so zurückdenke, war genau das, was ich eben gesagt habe, auch für mich wichtig – das Einbezogen- und Ernstgenommenwerden. Ein Beispiel: Als Jugendlicher war ich in meiner Heimatstadt beim Neubau einer Kirche beteiligt, in einem Stadtviertel, in dem es zuvor noch keine Gemeinde gab. Das war die Aufbruchszeit nach dem Konzil, also Mitte der 70er-Jahre. Wir durften damals die neue Betonkirche mit aufbauen – einerseits auf der Baustelle, aber auch im Gemeindeleben. Wir gründeten eine Gottesdienstband, die eher laut als gut war (lacht). Die fehlende musikalische Qualität haben wir durch Lautstärke kompensiert. Interessant war aber, dass die Gemeindeglieder sich nicht darüber →

beschwert haben, sondern uns einen Raum zur Selbstentfaltung und zum Experimentieren gegeben haben. Wichtig war auch, dass unser Pfarrer sehr viel Verständnis für uns hatte.

Wie wichtig war diese Zeit für Ihre eigene Berufung?

Sehr wichtig. Wenn ich die Erfahrungen im Gemeindekontext nicht gemacht hätte, wäre ich vermutlich heute nicht, was ich bin. Meine Berufung zum Priester geht eigentlich schon zurück bis zu meiner Erstkommunion: Da war der Gedanke zum ersten Mal bei mir präsent, ohne dass was Spektakuläres passiert wäre. Aber mit acht oder neun Jahren ist ein solcher Gedanke ja noch nicht wirklich tragfähig. Die Erfahrungen der Jugendarbeit in der Zeit bis zum Theologiestudium waren für mich sehr wichtig. Von daher weiß ich, dass Jugendarbeit jungen Menschen Stabilität und Sicherheit geben kann.

Wie meinen Sie das?

Ich mache es an einem Beispiel deutlich. Wenn ich das Sakrament der Firmung spende, gebe ich den Jugendlichen immer ein paar ermutigende Worte mit auf den Weg. Manchmal sage ich ihnen zum Beispiel: Auf einem Bein kann man nicht gut stehen; wenn es stürmisch wird im Leben, kippt man um. Der Mensch braucht zwei Standbeine: Selbstvertrauen und Gottvertrauen. Das ist mir deshalb so wichtig, weil ich das selbst erfahren durfte: das Selbstvertrauen, das man

aufbaut, wenn man einfach mal Dinge ausprobieren darf. Das Gottvertrauen muss dazu parallel wachsen. Unser Bischof sagt gerne: Die Jugend ist nicht nur die Zukunft der Kirche, sie ist auch ihre Gegenwart. Deshalb sollten wir die jungen Menschen im Hier und Heute stark einbeziehen und sie in der Kirche mehr mitentscheiden lassen. Das finde ich wichtig.

„Wir sollten die jungen Menschen im Hier und Heute stark einbeziehen und sie in der Kirche mehr mitentscheiden lassen.“

Was hat sich im Vergleich zu früher verändert?

Ich denke, heute sind die Großevents sehr wichtig, das gab es zu meiner Zeit noch nicht in dem Maße. Wenn die Klassenkameraden am Sonntagmorgen lieber Fußball spielen und sich immer weniger in der Kirche engagieren, ist es für die Minis sehr bestärkend, auf Veranstaltungen wie dem Weltjugendtag oder der 72-Stunden-Aktion des BDKJ mitzumachen, um zu sehen: Ich bin nicht der letzte Mohikaner in der Kirche.

Welche Rolle spielt Spiritualität in der Jugendarbeit?

Ich meine, dass Spiritualität immer irgend-

wie eine Rolle spielt. Natürlich sind Gottesdienste zentral und wichtig. Aber Spiritualität ist nicht zwingend liturgisch zu erkennen. Sie kann auch in anderer Weise angeboten werden: Zeiten der Stille zu haben, eingängige, ansprechende Lieder zu singen oder einfach nur mal den Sonnenuntergang beim Zeltlager zu erleben und über die Natur zu staunen. Spiritualität hat ja viele Facetten.

Was würden Sie sagen ist wichtig für die Jugendarbeit der Gegenwart und Zukunft?

Drei Punkte. Erstens braucht es für junge Menschen „burning people“ – begeisterte Leute, die kontaktfähig sind und auf junge Menschen zugehen können. Sie sollten dem Jugendlichen signalisieren: du bist uns wichtig. Und wir schätzen dich. Das betrifft natürlich besonders die Hauptberuflichen, aber auch generell alle Gemeindemitglieder. Und dann brauchen wir zweitens Räume, in denen Jugendliche ankommen können. Auch im übertragenen Sinne. Wir müssen zum Beispiel versuchen, die Medien im Jugendbereich noch viel stärker als bisher zu nutzen. Aber auch lokale Räume – Jugendräume, die zugänglich sind, dass man den Jugendlichen sagt: Das ist euer Raum, den dürft ihr jetzt gestalten und wir vertrauen euch. Das ist nicht immer selbstverständlich.

Und das Dritte?

Das Dritte ist ein Wort von Papst Franziskus, das er noch vor seiner Papstwahl gesagt hat. Er ist in einem Interview gefragt worden:

Was braucht die Kirche heute am meisten? Und seine Antwort war: Barmherzigkeit und noch einmal Barmherzigkeit und apostolischen Mut. Und dann definiert er, was er mit apostolischem Mut meint, nämlich: die Schönheit des Evangeliums, des Lebens mit Jesus bezeugen und zulassen, dass der Heilige Geist den Rest macht. Das ist für mich in der Verkündigung unsere zentrale Aufgabe: dem Heiligen Geist Raum geben, damit er durch uns wirken kann. Für die Jugendarbeit heißt das: Ich will den anderen nicht in erster Linie für irgendetwas gewinnen, sondern ihm Zeugnis geben und die Möglichkeit eröffnen, dass der andere Jesus selbst kennenlernen. Aber das liegt dann in seiner eigenen freien Entscheidung.

„Unsere zentrale Aufgabe: dem Heiligen Geist Raum geben, damit er durch uns wirken kann.“



TEXT ALINA OEHLER (27) UND ELISABETH BÖCKLER (20)

EINFACH MACHEN

EVA SORG (32) IST GEMEINDEREFERENTIN IM DEKANAT LUDWIGSBURG. ÜBER UMWEGE FAND SIE IHREN WEG IN EINEN KIRCHLICHEN BERUF. HEUTE TROTZT SIE DABEI EINIGEN HERAUSFORDERUNGEN UND ARBEITET BESONDERS GERN MIT JUGENDLICHEN.

→





Monatelange Planung, wochenlange Vorbereitung. Werbung in den sozialen Medien, persönliche Ansprache, Hoffnung auf Interessierte. Und dann: eine einzige Anmeldung – Veranstaltung abgesagt. Manchmal versucht man etwas, aber es funktioniert nicht. Manchmal merkt man erst im Tun, wenn etwas nicht klappt.

Eva Sorg sitzt in ihrem Büro im Ludwigsburger Jugendreferat und erzählt mit erstaunlich guter Laune von der abgesagten Veranstaltung. Sie wollte in Kooperation mit dem jugendspirituellen Zentrum „Der BERG“ Firmtage für junge Erwachsene anbieten, die nicht mehr in die Altersstruktur einer Firmgruppe in der Kirchengemeinde passten.

Es habe einige Interessierte gegeben, aber kommen konnten sie schlussendlich doch nicht, erzählt Sorg. Doch ein Grund, zu resignieren, ist das für sie nicht: „Vielleicht haben wir zu wenig Werbung gemacht. Nächstes Jahr probieren wir es einfach noch einmal und erzählen in der Zwischenzeit mehr Leuten davon.“ Angst vorm Scheitern? Scheint die 32-Jährige nicht zu kennen. Daher also auch die gute Laune. Etwas tun, was sie begeistert, und dann mal schauen – Eva Sorgs Einstellung scheint eine sehr gesunde Einstellung zu sein.

Der Weg in ihren Beruf passt zu Sorg. Geradlinig ein Ziel zu verfolgen und es sich Stück für Stück zu erarbeiten – das ist nicht ihre Art. Lieber probiert sie aus, lässt sich inspirieren – und bleibt dabei offen für Neues. Nach ihrem Schulabschluss macht sie eine Ausbildung zur Erzieherin. Sie hat Freude daran, möchte aber nicht dabei bleiben. Nach ihrem Fachabitur geht sie für ein Jahr nach Mexiko, leistet dort einen Weltkirchlichen Friedensdienst in einer katholischen Gemeinde.

Die mexikanische Spiritualität liegt ihr nicht besonders, aber weit weg von Zuhause sieht sie ihre

eigene Jugendzeit auf der Ostalb mit neuen Augen. Sie stellt fest: Mit Bräuchen und Traditionen kennt sie sich aus, mit Glaubensinhalten allerdings weniger. Es taucht eine Frage auf, der sie sich nicht erwehren kann: „Was habe ich eigentlich mein Leben lang da gemacht?“

Zurück in Deutschland schreibt sie sich für ein Religionspädagogik-Studium in Mainz ein. Einen Plan, wie es danach weitergehen soll, hat sie nicht. Sie sucht nach Antworten auf ihre Fragen – und findet ein Berufsziel: Gemeindefereferentin. An ihren Praktikumsorten macht sie gute Erfahrungen, nach ihrer Ausbildung in Marbach kann sie dort bleiben.

Heute ist sie nur noch zu einem kleinen Teil in Marbach, mit 75 Prozent arbeitet sie seit zwei Jahren als Jugendseelsorgerin in Ludwigsburg. Die Berufsbezeichnung gefällt ihr: „Fast alle jungen Menschen, denen ich bisher begegnet bin, konnten etwas damit anfangen. Es wird deutlich: Ich bin für sie da.“

Motto: machen

Sie probiert Veranstaltungsformate aus, kommt mit jungen Menschen ins Gespräch, versucht Neues. In der Ausbildung habe sie gelernt, viel zu reflektieren. „Und wenn etwas nicht klappt, klappt etwas anderes.“ Ihr Motto? Machen. Ein befreundeter Pfarrer habe einmal zu ihr gesagt: „Frag nicht, was du darfst, sondern mach, was du kannst.“

Dass sie dazu kein besonderes Berufungserlebnis brauchte, wurde ihr erst während der Ausbildung klar. „Meine Biografie ist meine Berufung“, sagt sie heute. Gleichzeitig weiß sie, dass sie nicht bis zur Rente als Jugendseelsorgerin arbeiten kann und will – und hofft, dass sie als Frau in der Kirche auch noch andere Berufe und Aufgaben entdecken darf.



Doch ihre optimistische Art verhindert nicht einen kritischen Blick: Es sei ein Problem, dass junge Menschen in Territorialgemeinden häufig keine Gleichaltrigen fänden. Sie berichtet aus eigener Erfahrung: „Als ich zur Ausbildung nach Marbach kam, war in der Gemeinde niemand aus meinem Alter.“ Sie habe sich allein gefühlt – und fand eine Lösung außerhalb der Kirche: Sport in der Volkshochschule. Mit ein paar Personen, die sie dort kennenlernte, ist sie bis heute in Kontakt.

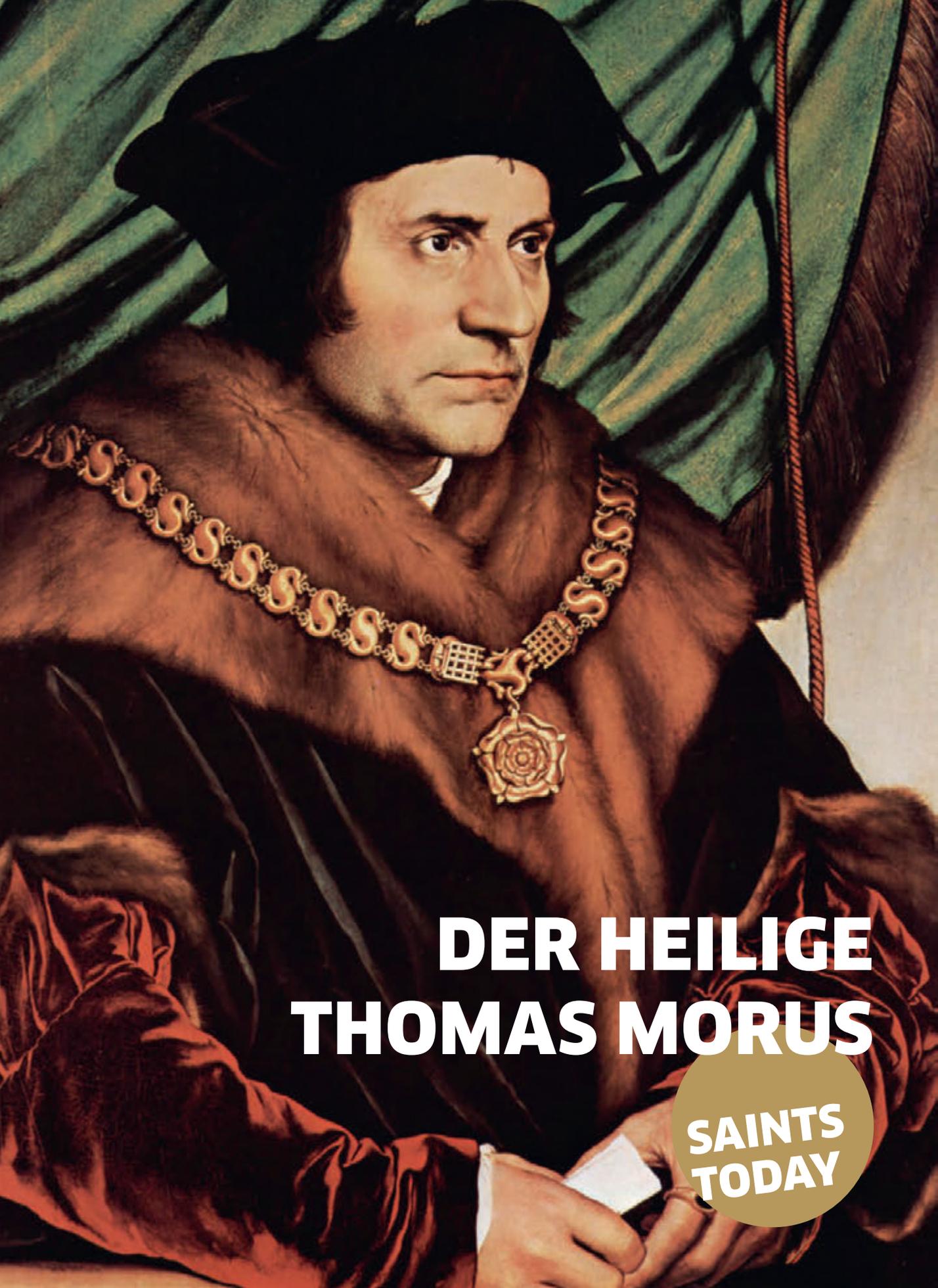
Gemeinschaft und Stille

Wer von Eva Sorg etwas über ihre Arbeit erfahren will, braucht gar nicht viele Fragen zu stellen. Sie erzählt einfach: von Erlebnissen, von ihrer eigenen Entwicklung, von Gedanken, die ihr durch den Kopf gehen. Bei allem, was sie macht, verbindet sie zwei Dimensionen: das Feiern in Gemeinschaft – und die Stille.

Wenn Sorg mit jungen Menschen arbeitet, die davor kaum Kontakt zur Kirche hatten, sei das nicht immer einfach, berichtet sie. Bei einer Ora-et-labora-Woche hätten drei Jugendliche die Stille an den ersten beiden Tagen nicht ausgehalten. Am dritten Tag waren sie für den Abendimpuls nicht in der Jugendkirche, sondern in der Dreieinigkeitskirche am Marktplatz. Eva Sorg wollte es in der großen Kirche mit der Stille noch ein letztes Mal versuchen – und es funktionierte. Danach fragten die drei Jugendlichen, wieso sie die Meditation nach gut zehn Minuten schon wieder beendet habe, sie seien doch gerade erst richtig reingekommen. Manchmal merkt man erst im Tun, was wirklich gut ist.



TEXT SIMON LINDER (25)



DER HEILIGE THOMAS MORUS

**SAINTS
TODAY**

Ausgerechnet einen englischen Lordkanzler zum Patron zu wählen, der noch dazu als entschiedener Gegner der Reformation bekannt ist, sieht der Katholischen jungen Gemeinde eigentlich nicht ähnlich. Weltoffen, demokratisch, aber vor allem tolerant will die KJG sein. Wieso hat sie dann 1961 Thomas Morus zu ihrem Patron gewählt und verehrt ihn bis heute stolz als ihr Vorbild? Es ist sein unerschütterliches Festhalten an der eigenen christlich-humanitären Überzeugung, die noch heute Aktualität hat und junge Menschen begeistern kann. Thomas Morus war weder weltlichen noch geistlichen Autoritäten, sondern nur Gott und dem eigenen Gewissen untertan – eine Haltung, die ihn am Ende auf das Schafott brachte.

„DAS KREUZ STEHT FEST“

Morus (*1478 in London), Sohn eines Richters am Königlichen Gerichtshof, folgte dem Vater im Beruf und machte schnell Karriere. Schon in seiner Kindheit wurde er von der strengen, unangepassten und entweltlichten Spiritualität der Kartäuser geprägt, bei denen er wohnte. Deren Losung war damals wie heute: „Das Kreuz steht fest, während die Welt sich dreht.“

Beeinflusst von Theologen wie John Fisher und Erasmus von Rotterdam vereinte er tiefe christliche Frömmigkeit mit humanistisch-kritischer Gelehrsamkeit. Markant ist seine Fürsorge um die Bildung seiner Töchter, nicht nur des Sohnes, für deren Recht auf Bildung er – seiner Zeit weit voraus – plädierte.

1529 zum Lordkanzler ernannt, wurde er zum strengen Gegner der Reformation, die in seinen Augen die Einheit des Christentums gefährdete und den Weg der Erlösung banalisierte. Allein durch Glaube – da fehlte Morus die Sorge um Buße, Demut und rechte Lebensweise. Dennoch toleriert er den protestantischen Schwiegersohn und formuliert in seiner 1516 verfassten Utopia, „dass niemand um seines Glaubens willen angefeindet werden darf“. Als König Heinrich VIII. seine Ehe mit Katharina von Aragon annullieren lassen wollte, sich der Papst aber verweigerte, kam es zum Bruch zwischen dem König und

seinem Lordkanzler. Morus verweigerte aus Gewissensgründen, sich weiter für die Auflösung der Ehe einzusetzen. Als Heinrich 1532 die Englische Kirche abspaltete und sich zu deren Oberhaupt ernannte, trat Morus von seinem Amt zurück. Er weigerte sich zwei Jahre später, die Legitimität der aus der neuen Ehe entstehenden Kinder anzuerkennen. Wegen Hochverrats beschuldigt und im Tower inhaftiert, wurde Thomas Morus am 6. Juli 1535 hingerichtet.

Im Jahr 1935, als die großen Ideologien des 20. Jahrhunderts die politische Bühne beherrschten, wurde Thomas Morus von Pius XI. heiliggesprochen, ein Zeichen des religiösen Widerstandes gegen totalitäre Herrschaftsansprüche, das auch die KJG aufgriff, die unter der Herrschaft des Naziregimes verboten gewesen war.

„... NIE ERWOGEN HABE, IN ETWAS EINZUWILLIGEN, WAS GEGEN MEIN GEWISSEN GINGE“

Der heilige Thomas Morus macht Mut, auf die eigene Vernunft und das Gewissen zu vertrauen statt auf die aufgeregten Stimmen totalitärer Hetze. Nicht als Advokat der Kirche im Konflikt von Krone und Papst, nicht als Verteidiger des Katholizismus gegen die Reformation ist Morus ein beeindruckender Heiliger. Sondern weil er sich den ungerechten Autoritäten widersetzt hat, allein auf sein Gewissen gehört hat, und mit Nachdruck seinen Standpunkt verteidigt hat, auch wenn es ihn am Ende das Leben gekostet hat.

Die liebevollen Briefe, die er noch 1534 aus der Haft an die Tochter schreibt, beeindruckten durch ihr tiefes Gottvertrauen. So schreibt Morus, mit sich selbst im Reinen, dass er „nie erwogen habe, in etwas einzuwilligen, was gegen mein Gewissen ginge und was mich der Freundschaft Gottes berauben würde“. So ein politisches Christsein begeistert mich und taugt nicht nur der KJG zum Vorbild.



TEXT ANDREAS HUND (27)

„Wo ist mein Platz?“

Wenn man Kinder fragt, was sie später einmal werden möchten, kommt meist eine schnelle Antwort als Reaktion. Doch diese frühe Gewissheit schwindet irgendwann – die Suche nach der eigenen Berufung beginnt. Wie kann man dabei unterstützen?





VON SR. LUISE ZIEGLER

Im Rahmen meiner Tätigkeit bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche spreche ich oft mit Menschen, die an einem Punkt angekommen sind, an dem sie fragen: „Und wie finde ich nun heraus, was mein Platz ist?“ Manche Menschen können von einem Berufsereignis zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihrem Leben erzählen, wo sie von einem Augenblick auf den anderen wussten, was für sie der richtige Weg, der richtige Platz ist. Bei vielen ist es aber eher ein längerer Prozess, der auch nie wirklich ganz abgeschlossen ist, sondern manchmal Korrekturen im Detail oder die Rücknahme früherer Entscheidungen erfordert, weil sie sich als für das eigene Leben nicht tragfähig erwiesen haben.

Was sie alle gemeinsam haben: Sie suchen nach ihrer Berufung. Was aber ist berufen sein? Das Wort Berufung taucht auch in einigen nichtreligiösen Kontexten auf, z. B. bei Richtern oder Professoren. Eine Gemeinsamkeit dabei ist, dass man sich nicht selbst berufen kann. Berufung ist immer ein Ruf von außen her. In den nichtreligiösen Kontexten wird jemand durch andere Menschen oder Gremien berufen. Im religiösen Kontext ist der, der beruft, immer Gott. Häufig denken wir dabei an Berufungen wie Weiheämter oder das Ordensleben, die mit einer bestimmten Lebensform einhergehen, oder an die Tätigkeit in einem pastoralen Dienst. →

Doch beschränkt sich der Begriff der Berufung nicht darauf. Es gibt auch Berufungen, die nicht derart institutionalisiert sind. In diesem weiter gefassten Verständnis hat jeder Mensch eine Berufung von Gott her und die Lebensaufgabe schlechthin besteht darin, dieser Berufung auf die Spur zu kommen. John Henry Newman hat das einmal sehr schön ausgedrückt und ich bin der Überzeugung, dass dieser Satz für jeden Menschen gilt: „Ich bin berufen, etwas zu tun oder zu sein, wofür kein anderer berufen ist. Ich habe einen Platz in Gottes Plan, auf Gottes Erde, den kein anderer hat. Ob ich reich bin oder arm, verachtet oder geehrt bei den Menschen, Gott kennt mich und ruft mich bei meinem Namen.“

Innere Freude spüren

Wenn also nun jemand zum Gespräch zu mir kommt und die Frage mitbringt „Was sollte ich mit meinem Leben anfangen?“, dann gibt es verschiedene Aspekte, die denjenigen bei der Suche nach einer Antwort weiterbringen können.

- **Freude:** Jemand sagte vor einiger Zeit einmal, das, was andere Berufung nennen, sei für ihn einfach etwas, das er tut, weil es ihm Spaß mache. Doch Berufung macht nicht immer nur Spaß. Manchmal kann es ganz schön schwer sein und es braucht dann die Erinnerung daran, warum man sich ursprünglich einmal dafür entschieden hat. Aber genau das ist der Punkt: Ich muss beim Gedanken daran, mich auf diesen Weg zu begeben, eine innere Freude spüren, eine innere Weite, etwas, das mir das Herz aufgehen lässt. Wenn ich mich zähneknirschend und missmutig auf den Weg mache, habe ich nichts als Grundlage, auf das ich in schwierigen Zeiten zurückgreifen kann. Gott ist ein Gott des Lebens und wenn er mich auf einen Weg ruft, dann auf einen, auf dem ich wachsen, reifen und mich weiterentwickeln kann.
- **Können:** Umgangssprachlich wird der Begriff „Berufung“ manchmal auch verwendet, wenn je-

mand auf einem Gebiet ein offensichtliches Talent mitbringt, etwas auffallend gut kann. Auch das macht nicht die ganze Berufung aus und ist dennoch ein wichtiger Aspekt. Wenn ich Profibergsteiger werden möchte, aber unüberwindbare Höhenangst habe, dann passt das vielleicht nicht so gut zusammen. Ebenso ist es, wenn jemand in den pastoralen Dienst gehen möchte, aber nicht gerne mit anderen Menschen zusammen ist. Die Frage: „Kann ich das, was ich will?“, sollte man sich selbst möglichst ehrlich beantworten und vielleicht auch Vertrauenspersonen, die einen gut kennen, nach ihrer Meinung fragen.

- **Wirkung:** Wenn ich meine Berufung wirklich lebe, dann wirkt das auf andere Menschen ansteckend. Ich staune immer wieder, wenn ich mitbekomme, wie begeistert unsere Theologie- oder Religionspädagogikstudierenden sind, und dadurch Altersgenossen auf die Idee bringen, dass das auch etwas für sie sein könnte. Dabei machen sie nicht einmal explizit Werbung. Sie leben einfach das, was sie zu diesem Zeitpunkt als ihre Berufung erkannt haben. Berufung trägt Früchte und bleibt nicht ohne Wirkung, wie es im Johannes-Evangelium heißt: „Ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt“ (Joh 15, 16b).
- **Objektivität:** Was auch eine große Sicherheit geben kann ist, wenn ich weiß: Nicht nur ich denke, dass das meine Berufung sein könnte, sondern andere sehen es auch in mir. Bei Berufungen, die eine Entscheidung für einen kirchlichen Beruf oder für eine bestimmte Lebensform implizieren, müssen immer andere Menschen die Berufung bestätigen, sei es der Bischof, der jemanden zum pastoralen Dienst beauftragt oder eine Ordensleitung, die jemanden zu den Gelübden zulässt. Das bedeutet für diese natürlich eine große Verantwortung, einerseits dem einzelnen Menschen und seinem Weg mit Gott gerecht zu werden und andererseits zu verhindern, dass jemand, für den es

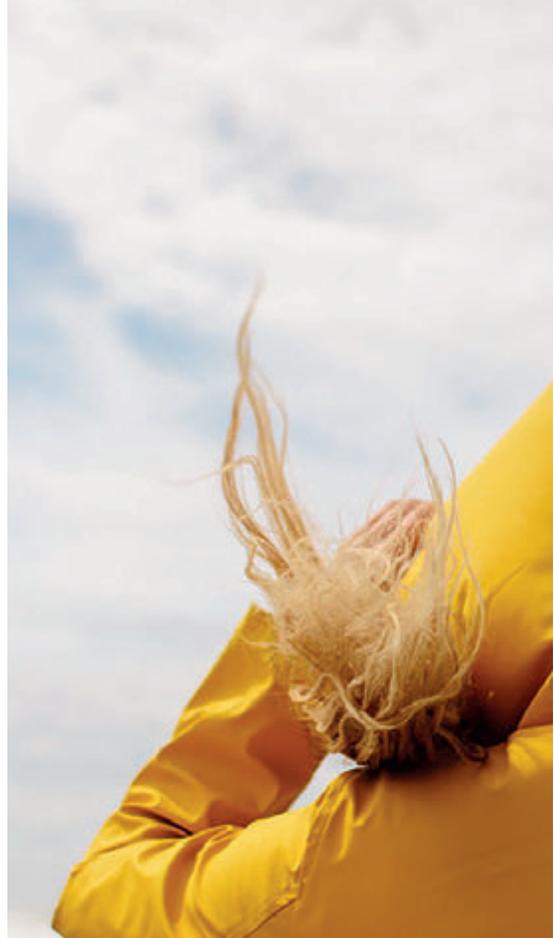
tatsächlich nicht das Richtige wäre, sich in etwas verrennt, das ihn und die Menschen, mit denen derjenige zu tun hat, nicht glücklich macht.

- **Herausforderung:** Es wäre ein Missverständnis zu denken, dass alles immer leicht sein und glattgehen muss, wenn ich zu etwas berufen bin. Misserfolge und Zeiten, wo es eben nicht „läuft“, gehören dazu, weil sie uns herausfordern, uns weiterzuentwickeln, die Dinge anders anzugehen. Viele große Heilige kannten solche Phasen in ihrem Leben. Wie sie damit umgingen, lehrt auch uns: Erstens nicht aufgeben, sondern sich daran festhalten, dass Gott den Weg mitgeht, und zweitens aus den Situationen, die schwierig waren, lernen. Schwierige Zeiten auf einem Berufungsweg fordern uns dazu heraus, etwas zu ändern. Aber bevor wir das ändern, was wir tun, ist es besser, zuerst einmal zu ändern, wie wir das tun, was wir tun.

Nie fertig

Bei all dem sind wir mit der Frage nach unserer Berufung nie fertig. Natürlich sind die großen Lebensentscheidungen irgendwann getroffen, manchmal auch revidiert, aber wenn die Frage nach der eigenen Berufung gleichbedeutend ist mit der Frage nach Gottes Willen in meinem Leben, dann muss ich jeden Tag die Frage stellen: „Und was willst du, Gott, heute von mir?“ Dazu fallen mir zwei Aussagen des heiligen Vinzenz von Paul ein:

1. „Alles gut tun, was man nach seinem Beruf zu tun verpflichtet ist – das ist die wahre und gründliche Heiligkeit.“ Das beinhaltet, dass andere Menschen sich darauf verlassen, dass man seine eigenen Aufgaben zum Wohl der anderen ausübt und es allen zugutekommt, wenn man das möglichst gewissenhaft tut.
2. „Die Ereignisse sind unsere Herren.“ Dadurch kommt zum Ausdruck, dass sich oft in den unvorhergesehenen Dingen des Alltags, die unseren eigenen Plänen zuwiderlaufen, der Wille Gottes



zeigt, weil wir dazu herausgefordert werden, nicht uns selbst an die erste Stelle zu setzen, sondern zu tun, was die Situation erfordert.

Diese beiden Gedanken können für uns alle, unabhängig von unserer beruflichen Tätigkeit, ein Impuls sein, unserer eigenen Berufung jeden Tag neu auf die Spur zu kommen und zu folgen.

*Schwester Luise Ziegler,
Vinzentinerin, Gemein-
dereferentin, Referentin
bei der Diözesanstelle
Berufe der Kirche und
geistliche Begleiterin
am Ambrosianum
Tübingen*



Ein Wagnis in Zeiten des Aufbruchs

In diesem Jahr jährt sich die erste Weihe Ständiger Diakone in unserer Diözese zum 50. Mal. Zeit, einen Blick auf die Anfänge zu werfen.

Es war der 3. November 1968 – gerade einmal drei Jahre nach dem Konzilsbeschluss zur Erneuerung des Diakonenamts – und es war ein historischer Tag: Neun verheiratete Männer wurden im oberschwäbischen Reute von Bischof Carl Josef Leiprecht zu Ständigen Diakonen geweiht. Damit war Rottenburg nach Köln die zweite Diözese, die diesen Schritt wagte. Und ein Wagnis war es. Zur Weihe waren nur die Ehefrauen, die älteren Kinder und einige Unterstützer des Diakonenamts eingeladen. Auf Wunsch der Weiehekandidaten wurde auf jede öffentliche Mitteilung im Voraus verzichtet. Es sollte ein ruhiges und besinnliches Fest werden, ohne öffentlichen Aufbruch.

Seit diesem Tag vor 50 Jahren hat sich einiges geändert. Die Kirchen sind an den jährlichen Weihen mit Freunden, Familien und Mitbrüdern der neuen Diakone gefüllt und bereits im Vorfeld finden sich Artikel über die Weiehekandidaten in den Zeitungen ihrer Heimatorte.

Doch nicht alles hat sich verändert: Noch immer spielen die Ehefrauen, ihr Mittragen und ihr öffentliches Einverständnis eine wichtige Rolle und noch immer ist die Weihe auch ein Wagnis. Ob nebenberuflich oder hauptberuflich, verheiratet oder zölibatär, es wartet eine neue Rolle, ein anderer Anspruch auf die Neugeweihten, so auch auf die vier Männer, die am Pfingstsonntag dieses Jahres zu Ständigen Diakonen geweiht wurden. Der Ort war derselbe wie der historische, an dem die neun Männer vor 50 Jahren als Erste dieses Wagnis eingingen, wieder fand die Weihe in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Reute statt.

Anfängliche Skepsis

Vom Wagnis „Ständiger Diakonat“ waren zu Beginn nicht alle überzeugt. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte viele der Aufgaben eines Ständigen Diakons auch für Laien freigegeben. Warum also ein neues Weiheamt? Für manche war das ein Rückfall in den Klerikalismus oder eine reine Notfallmaßnahme in Zeiten des Priestermangels.

Neu war dieses Weiheamt jedoch auch vor 50 Jahren nicht. Das urchristliche Amt sollte neu gefüllt werden und von der Funktion einer Ausbildungsstufe der Priester zu einem eigenständigen Weiheamt mit eigenem Profil entwickelt werden. So sollte der diakonische Auftrag der ganzen Kirche sichtbar gemacht und gestärkt werden. Durch die Verwurzelung vieler Ständiger Diakone in Familie und Beruf wollen sie Brücken bauen zwischen Amt und Gemeinde. Wofür vor 50 Jahren gekämpft wurde, ist für die Gemeinden heute selbstverständlich: Der Ständige Diakon ist kein Lückenbüßer, sondern Träger eines eigenständigen Weiheamtes.

INFO

Am 3.11. wurde in Stuttgart das Jubiläum „50 Jahre Ständiger Diakonat“ mit einem Gottesdienst in St. Eberhard mit Bischof Gebhard Fürst gefeiert. Gäste waren u.a. Kardinal Oswald Gracias aus Mumbai/Indien, die Diakone der Diözese Rottenburg-Stuttgart und Diakone aus aller Welt. An den Gottesdienst schloss sich ein Festakt im Neuen Schloss an.



TEXT HANNAH GANS (26)

DIÖZESANSTELLE BERUFE DER KIRCHE

- + **Mittwoch, 2. Januar, bis Samstag, 5. Januar 2019**
INTERESSENTENKREIS PRIESTER:
GEISTLICHE TAGE IM KLOSTER SCHLÄGL
in der Abtei Schlägl, Oberösterreich
(ca. 50 km von Passau entfernt)
- + **Mittwoch, 23. Januar 2019**
THEOLOGIE STUDIEREN IN TÜBINGEN
im Johanneum und Theologicum in Tübingen:
Infos rund um das Theologiestudium
- + **Samstag, 23. Februar 2019**
EIN BERUF MIT MENSCHEN:
GEMEINDEREFERENT/-IN
im Haus der Katholischen Kirche in Stuttgart:
Infos zu Studium und Beruf Gemeindefereferent/-in
- + **Freitag, 12. April, bis Palmsonntag, 14. April 2019**
ZU GAST IM PRIESTERSEMINAR
Begegnungstage für junge Männer zwischen
16 und 35 Jahren mit Interesse am Priesterberuf
- + **Freitag, 26. April 2019**
INFOTAG PASTORALREFERENT/-IN
im Johanneum in Tübingen:
Infos zum Beruf Pastoralreferent/-in
- + **Sonntag, 7. Juli 2019**
REGIONALER INFOTAG DIAKONAT
in Oberndorf am Neckar
- + **Freitag, 19. Juli bis Samstag, 20. Juli 2019**
GOTT UND DEN MENSCHEN NAHE
im Kloster Heiligkreuztal: Informationstagung
zum Ständigen Diakonat

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE GEBETSGEMEINSCHAFT FÜR BERUFE IN DER KIRCHE

- + **Sonntag, 5. Mai 2019, 17 Uhr**
MAIANDACHT IN ST. BARBARA,
STUTTGART-HOFEN
ab 16:30 Uhr Rosenkranz in der Kirche
- + **Sonntag, 13. Oktober 2019, 17 Uhr**
ROSENKRANZANDACHT IN ST. BARBARA,
STUTTGART-HOFEN
ab 16:25 Uhr Rosenkranz in der Kirche

*Anmeldung, soweit nicht anders angegeben, bitte bis
eine Woche vorher bei berufe-der-kirche@drs.de*

SPENDEN AN DAS PÄPSTLICHE WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!

*Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart
Volksbank Herrenberg-Rottenburg*

IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02

Verwendungszweck 1: 512020

*Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk
für geistliche Berufe*

*Für eine Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung
benötigen wir den Namen und die Adresse des Spen-
ders. Vielen Dank!*



GOLDENES PRIESTERJUBILÄUM

Josef Deppler hat sein goldenes Priesterjubiläum gefeiert. Hunderte Menschen kamen in seiner Heimatgemeinde St. Michael in Hohentengen zu einem Dankgottesdienst zusammen. 1968 wurde Deppler zum Priester geweiht – in einer unruhigen Zeit. Der „Revoluzzer-Kurs“ seien sie damals genannt worden, erzählte er nach dem Gottesdienst. „Doch aus diesen Revoluzzern sind schließlich zahme und fleißige Pfarrer geworden.“ Josef Deppler war von 1984 bis 2012 geistlicher Leiter des Päpstlichen Werks für geistliche Berufe (PWB) in der Diözese Rottenburg-Stuttgart.





LEITE MICH HERR
AUF MEINEM WEG,
DASS ICH ANDEREN
HEILUNG BRINGE
UND HERZEN
ENTZÜNDE
DURCH DEINE
UNENDLICHE
LIEBE.

AMEN.